

BILD DES MONATS

Achtung vor der Natur

Unsere Haltung zu dem von Gott Geschaffenen

Zu unserem Gottesdienst-Thema am 6. Oktober (siehe »Veranstaltungen«)

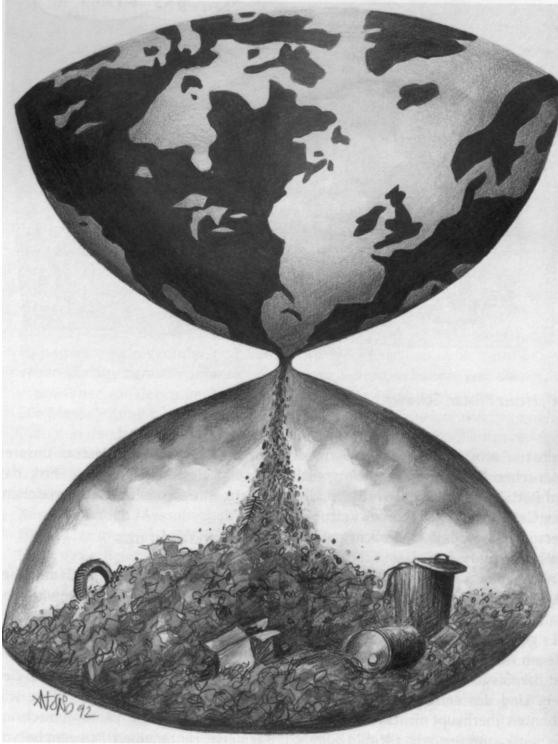


Bild von António Moreira Antunes, Portugal
(aus »Zeitzeichen«, Nr. 9/2002)

»So kann es nicht weitergehen!« warnen Forscher und Wissenschaftler vor dem mutwilligen Umgang mit den Gaben der Natur. Auch der unwissendste Zeitgenosse weiß inzwischen, dass die immer mehr anwachsende Weltbevölkerung auf Kosten ihrer Zukunft lebt. Nicht umsonst ist auf dem Umweltgipfel in Südafrika der Begriff der »Nachhaltigkeit« geprägt worden: es darf der Natur nur so viel entnommen werden, wie ihr auch wieder zugefügt werden kann.

*»Herr, mein Gott, wie bist du herrlich. Licht ist dein Kleid, das du anhast.
Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich;
du baust deine Gemäuer über den Wassern.
Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und kommst daher auf den
Fittichen des Windes, der du das Erdreich gegründet hast auf festem Boden.
Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!
Du hast sie alle weise geordnet und die Erde ist voll deiner Güter.«* Psalm 104

Aus dem Brief des Indianerhäuptlings Seattle an den
Präsidenten der Vereinigten Staaten im Jahr 1855:

»Der große Häuptling in Washington lässt uns wissen, dass er unser Land kaufen will. Er sagt uns dazu Worte der Freundschaft und des guten Willens.

Aber: Wie kann man den Himmel kaufen oder verkaufen – wie die Wärme des Landes! Diese Idee scheint uns sehr merkwürdig. Wir besitzen auch die Frische der Luft und das Glitzern des Wassers nicht! Wie könnt ihr sie da von uns kaufen? Jedes Stück dieses Bodens ist meinem Volk heilig. Jede schimmernde Kiefernadel, jede Lichtung und jedes summende Insekt ist der Erinnerung und dem Erleben meines Volkes heilig.

Der Anblick eurer Städte schmerzt die Augen der Rothäute, aber vielleicht nur deshalb, weil der Rote Mann nur ein Wilder ist und nichts versteht. Es gibt in den Städten der Weißen keinen Ort der Stille, keinen Ort, dem Singen der Frühjahrsblätter oder dem Knispeln eines Insektenfluges zu lauschen. Ein Indianer liebt den weichen Klang des Windes, wenn er über das Gesicht eines Sees streicht, und den Duft des Windes, wenn er von einem Mittagsregen reingewaschen oder von einer Pinonkiefer mit süßem Geschmack beladen ist. Die Luft ist dem Roten Mann teuer, deshalb, weil alle denselben Atem haben: die Tiere, die Bäume, die Menschen.

Falls ich mich entschließen sollte, dem Angebot zuzustimmen, werde ich eine Bedingung zu stellen haben: der Weiße Mann muss alle Tiere dieses Landes als seine Brüder behandeln. Was ist der Mensch ohne Tiere? Wenn alle die Tiere nicht mehr da wären, würde der Mensch an der großen Einsamkeit sterben, denn alles, was den Tieren widerfährt, trifft auch den Menschen. Alle Dinge sind miteinander verbunden. Was immer der Erde zustößt, stößt auch den Söhnen der Erde zu!

Eines wissen wir, und der Weiße Mann wird es vielleicht eines Tages auch entdecken: unser Gott ist derselbe Gott. Ihr mögt jetzt denken, dass ihr ihn so besitzt, wie ihr auch das Land besitzen wollt. Aber das könnt ihr nicht. Er ist Gott für alle Menschen. Und sein Mitleid für die weißen und die roten Menschen ist dasselbe. Ihm ist die Erde wertvoll, und die Erde zu verletzen heißt, Verachtung auf den Schöpfer zu häufen.

Haltet fest in eurem Gedächtnis, wie das Land aussieht, wenn ihr es nehmt. Mit all eurer Kraft, mit all eurem Mut und mit ganzem Herzen bewahrt es für eure Kinder und liebt es so, wie Gott uns alle liebt.«

Zitiert aus: Jörg Zink, »Kostbare Erde«, Kreuz Verlag, 1981

Unsere Bilder von Gott

Von den Versuchen, das Unvorstellbare zu beschreiben

Wir können uns Gott nicht vorstellen. Für die meisten von uns ist wohl das Bild des *Schöpfers* das einleuchtendste. Die Unendlichkeit des Kosmos und die unendliche Vielfalt der Erscheinungen legen fast zwingend diese Vorstellung nahe: ein unendlicher Geist, der diese wunderbare Ordnung geschaffen hat und der in allem waltet. Und sicher geht es auch anderen so wie mir: dass wir angesichts der Schönheit dieser Ordnung diesen Geist zu spüren glauben, uns ihm nahe fühlen.

Die moderne Naturwissenschaft hat begonnen, einen Teil der Schöpfungswunder – von der Entstehung der Gesteine bis zur Zusammensetzung des menschlichen Erbguts – ansatzweise zu enträtseln. Für manche bedeutet das *Entzauberung*: das alles funktioniert auch *ohne* Gott, wir können es nachmachen. Ich sehe es umgekehrt: je mehr wir erkennen, wie unendlich viele Faktoren zusammenwirken, damit auch nur eine Blume wachsen und blühen, ein Mensch seine Glieder bewegen kann, desto größer erscheint das Wunder und führt uns zur Sicht des Psalmisten: *»Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter«* (Psalm 104, 24). Ich denke, das ist eine Gottesvorstellung, die auch für uns heute noch Gültigkeit hat. So können wir Gott erleben, wenn wir die Natur um uns mit offenen Sinnen

und offenem Denken betrachten.

Aber genügt uns diese Vorstellung? Sie hat keinen Bezug zu unserem eigenen persönlichen Leben. Solange wir Gott nur als den Schöpfer einer wunderbaren Ordnung sehen, bleibt er *unpersönlich*. Und das genügt uns nicht. Wir – und dieses »wir« meint den größten Teil der Menschen, die überhaupt religiös empfinden, – suchen einen *persönlichen* Gott. Dabei geht es nicht um die Frage, ob Gott Person ist. Es geht darum, ob er uns als Person *wahrnimmt*. Wir suchen einen Gott, vor dem es nicht gleichgültig ist, wie wir unser Leben führen, der uns hilft, unser Leben zu bewältigen, so, dass es für uns und für andere zum Guten führt, der uns Schuld vergibt, der uns noch über den Tod hinaus führt und hält. Den können wir aus der Natur nicht ablesen. Darum machen wir – die Menschen aller Religionen – uns *Bilder von Gott*, um ihm näher zu kommen. Wir Christen suchen ihn in den *Bildern der Bibel*.

Nicht am Beginn der Bibel, aber am Beginn der Entwicklung der jüdischen Religion, steht das zweite der Zehn Gebote: *»Du sollst dir kein Bild noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist«* (2. Mose 20,4). Das bedeutet: Gott ist Geist, er hat keine Gestalt. Er ist größer, als wir ihn denken können, es ist

eine Herabwürdigung, ihn in ein irdisches, menschliches Bild zu fassen. Denn ein Bild bedeutet Begrenzung, nach archaischem Denken auch Verfügbarkeit: wer ein Bild von einem anderen hat, hat Macht über ihn.

Das glauben wir zwar nicht mehr; trotzdem ist dieses Bilderverbot Ausdruck der großartigen, bis heute gültigen Erkenntnis des frühen Judentums, die an die beiden anderen Offenbarungsreligionen, Christentum und Islam, weitergegeben wurde: die von der nicht fassbaren Größe, der *Unbegreiflichkeit Gottes*. »Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr, sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Wege höher als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken« heißt es bei Jesaja (55,8-9).

Das Paradoxe aber ist: gerade weil Gott so groß, so unfassbar ist, können wir *nur* in Bildern von ihm sprechen – in Wort-Bildern. Schon das Alte Testament tut das reichlich und in verschiedenen Formen, ganz selten und nur in Andeutungen in der Form einer Vision – selbst Mose, der erwählte Prophet, darf Gottes Angesicht nicht sehen, »denn kein Mensch wird leben, der mich sieht« (2. Mose 33,20) – das ist ein bildlicher Ausdruck dafür, dass der Mensch Gott nicht erkennen kann.

Die Psalmen, Gebetslieder, preisen Gott in seinen Eigenschaften: den Schöpfer (»Herr, wie sind deine Werke so groß und viel«, Ps. 104,24), seine

Gerechtigkeit (er beschützt die, die ihn ehren, und bestraft die Gottlosen), seine Allgegenwart (»Von allen Seiten umgibst du mich«, Ps. 139,5) und sein Allwissen (»Es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht schon wüsstest«, Ps. 139,4), den guten Hirten (»Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln«, Ps. 23,1), den Richter (»Er richtet die Völker recht«, Ps. 96,10), seine Barmherzigkeit (»Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte«, Ps. 103,8) und seine Vergeltung (»Er handelt nicht mit uns nach unseren Sünden und vergilt uns nicht nach unserer Missetat«, Ps. 103,10).

Das ergibt zusammen ein großartiges und umfassendes Gottesbild – und ein widersprüchliches. Kann der Gott, der die Gerechten belohnt und die Gottlosen bestraft, derselbe sein, von dem es heißt: »So fern der Morgen ist vom Abend, lässt er unsere Übertretungen von uns sein« (Ps. 103,12)? Vielleicht ist das, was für unser begrenztes Denken ein Widerspruch ist, vor Gott keiner. Vielleicht ist es aber auch so, dass jeder der Psalmisten von *seiner* Gotteserfahrung und *seiner* Gottessicht singt, dass jeder damit vielleicht *einen* Aspekt Gottes wiedergibt, aber auch jeder etwas von *seiner* Lebensanschauung und *seiner* Weltsicht mit einbringt. Auch von ihnen konnte keiner Gott *ganz* erkennen.

Jesus fügt diesem Gottesbild einen neuen Aspekt hinzu: den eines *Vaters*. Auch das ist ein Bild, das nicht die Wirklichkeit Gottes umschreiben kann.

Aber es ist, für mein Gefühl, das Bild, in dem er am ehesten für uns fassbar wird, das Bild auch, das nicht in Widerspruch gerät mit unserer Wirklichkeit, wie wir sie täglich erleben. Was bedeutet es, wenn Jesus von Gott als unserem Vater spricht?

Zunächst bedeutet es *Nähe*. Ein Gott, der wie ein Vater ist, nimmt mich als Person wahr und nimmt mich ernst; und Jesus wird nicht müde, diesen Zusammenhang immer wieder zu betonen: »*Euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe ihr ihn bittet*« (Matthäus 6,8) oder »*Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt. Darum fürchtet euch nicht; ihr seid besser als viele Sperlinge*« (Matthäus 10,29-30).

Darin schwingt ein weiterer Aspekt des Vaterbildes mit: das *Vertrauen*. Ein Säugling oder ein Kleinkind ist allein völlig hilflos und hat trotzdem keine Angst. Es verlässt sich darauf, dass Vater oder Mutter alle seine Bedürfnisse erfüllen. Das Bild sagt: wenn ihr Gott so vertraut, könnt ihr ohne Angst sein.

Aber hält dieses Bild vor unserer Realität stand? Gibt uns Gott alles, was wir brauchen? Oft haben wir das Gefühl, dass das nicht stimmt. Wir vergessen dabei: auch das Kind bekommt nicht alles, was es will. Nicht das Messer, dessen Gefährlichkeit es nicht versteht, nicht das Super-Fahrrad, das der Vater sich nicht leisten kann oder will. Es muss seine Hausaufgaben machen,

auch wenn es lieber spielen wollte. Und es kann darüber im Moment genau so verzweifelt sein wie ein Erwachsener über einen Schicksalsschlag. Später, wenn es selbst in die Rolle der Eltern hineinwächst, wird es vielleicht verstehen, warum sie ihm etwas verweigerten oder zumuteten.

Ich denke, dass Ähnliches auch für unser Verhältnis zu Gott gilt. Wir können oft die Wege, die er uns oder andere führt, nicht verstehen und fragen verzweifelt: warum musste das geschehen? Manchmal erkennen wir erst später, warum etwas gut und notwendig war, was uns zunächst bitter und sinnlos erschien. Manchmal auch nicht. Es bleibt der unermessliche Abstand zwischen unserem Verstehen und Gott. Wir sehen immer nur einen kleinen, subjektiven Ausschnitt der Wirklichkeit und nicht das Ganze.

Trotzdem bleibt das, was das Vaterbild mehr als alles andere ausdrückt: Eltern *lieben* ihre Kinder, auch wenn sie ihre Fehler und Schwächen sehen, sie lieben sie als Person, so wie sie sind. Und dieses *Angenommensein* brauchen nicht nur Kinder, sondern auch wir Erwachsene mehr als alles andere. Manche bekommen es nicht von den Menschen, aber das Vertrauen, das der Gott, der uns so geschaffen hat, wie wir sind, uns auch so annimmt, wie wir sind, kann uns auch dann tragen, wenn es uns schwer fällt, uns selbst anzunehmen.

Jesus hat sein Bild von Gott als einem Vater zusammengefasst und konkreti-

siert im Gleichnis vom verlorenen Sohn – für mich das schönste in der ganzen Bibel. Dieses Gleichnis steht für Gottes Handeln mit der Menschheit und mit jedem einzelnen von uns. Es hilft uns, *andeutungsweise* zu verstehen, was wir *ganz* nie verstehen können.

Kurzfassung einer Predigt von Brigitte Hoffmann am 21. Juli 2002 in der Tempelgemeinde Stuttgart

Dieser Leitartikel erscheint gleichzeitig in der »Warte des Tempels« (deutsch) und im »Templer Record« (englisch)

WOHER TEMPLERFAMILIEN STAMMEN

Neuweiler – eine Zelle früher Templer

Es war gegen Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts, als viele Familien aus Neuweiler im Nordschwarzwald Christoph Hoffmann nachfolgten und sich am Aufbau der deutschen Templersiedlung am Fuße des Karmelberges in Haifa beteiligten. Diese religiöse Bewegung erfasste auch die Familie Blaich. Zwei Söhne des Johann Georg Blaich aus Neuweiler (1786–1868) wanderten nach Haifa aus. Der älteste Sohn, ebenfalls mit Namen Johann Georg, verließ Neuweiler mit seiner Familie im November 1868. Sebastian, der dritte Sohn, kam im August 1872 nach Haifa.

Mit den Blaichs waren noch andere Familien aus Neuweiler und Umgebung nach Palästina gezogen. Ihre Namen sind: Feil, Heselschwerdt, Keller, Krafft, Lutz, Pross, Reinhardt, Roller, Schanz, Seeger, Seitz und Weber. Wenn man bedenkt, dass Neuweiler damals nur 606 Einwohner zählte, Oberkollwangen 215 und Zwerenberg 332, dann kann man ermessen, welch großer Verlust diese Auswanderungswelle für die kleinen Schwarzwalddörfer bedeutet haben muss.

Die Templer, die von dort weggezogen, waren bis zu ihrer Trennung von der Landeskirche 1859 gute pietistische Christen gewesen. Als Pietisten hielten sie zusätzlich zum kirchlichen Gottesdienst sogenannte »Erbauungsstunden« in ihren Häusern. Viele waren in ihrer Gemeinde an leitender Stelle tätig, als Laienprediger, Kirchendiener oder Bürgermeister.

Einer der Blaichs-Angehörigen, Martin (geboren 1820 in Zwerenberg), war einer der Ältesten des Tempels in seiner Anfangsphase. Er war es, der viele Begeisterungswillige in den Schwarzwaldorten Altensteig, Neuweiler, Oberkollwangen, Agenbach, Martinsmoos und anderen zum Eintritt in den Tempel bewegte. Martin Blaich hatte seine Missionsausbildung in St. Chrischona bei Basel und von Christoph Hoffmann auf dem Kirschenhardthof erhalten. Er war ein herausragender Missionar und Heiler sowie ein kraftvoller Prediger und Berater im Dienst des Tempels in Deutschland und später in Palästina. Nach der Trennung Hardeggs von der Tempelgesellschaft gründete Martin

Blaich zusammen mit Johannes Seitz 1878 den »Evangelischen Reichsbrüderbund«. Sie folgten ihrem Gewissen und dem Beispiel Jesu Christi und blieben standhaft am Wort der Bibel.

Seit der Auswanderung der Templer ins Heilige Land gibt es keine Blaichs mehr in Neuweiler, wogegen der zweite Sohn von Johann Georg Blaich, Friedrich, der nach Oberkollwangen gezogen war, in der dortigen Gegend viele Nachkommen hat. Durch glückliche Umstände kamen wir auf unserer Deutschlandreise mit einem Enkel von Friedrich, Matthäus Blaich, an seinem 94. Geburtstag im alten Bauernhaus in Weltenschwann zusammen. Auch andere Nachkommen der Blaichs aus Neuweiler konnten wir ausfindig machen, so zum Beispiel die Mutter des bekannten Leichtathleten Dieter Baumann (Goldmedaillengewinner über 5000 Meter bei den Olympischen Spielen 1992 in Barcelona), eine geborene Blaich.

Bei einem früheren Besuch in Neuweiler war ich einer Frau Roller begegnet, die in dem alten Blaichschen Haus wohnt. Sie lud mich zu sich ein, was ich gerne annahm. Auch beim diesjährigen Besuch klopfte ich an ihre Tür. Es war ein schöner sonniger Wintertag im Februar 2002, als Irene und ich vor dem alten Haus in der Hofstetter Straße standen. Wir wurden hereingebeten. Die Unterhaltung war freundlich und offen, so als wären wir ein Teil der Familie. Die Rollers zeigten großes Interesse an uns und an Australien.

Sie erzählten uns, dass die Familie Pfeiffer um 1870 den Bauernhof von Johann Georg Blaich gekauft habe, nachdem die Blaichs nach Haifa abgereist waren. Damals konnte sich allerdings keine Einzelperson einen ganzen Bauernhof finanziell leisten, so wurde ein Teil vom Staat übernommen, der einen Staatswald daraus machte, während die Felder und Äcker sowie die beiden Wohnhäuser und die Ställe und Scheunen an die Pfeiffers gingen. Die Familie Pfeiffer lebt seither in einem der Bauernhäuser. Eine Pfeiffer-Tochter heiratete einen Roller, so dass die Rollers dann Besitzer wurden.

Der alte Herr Roller zeigte plötzlich auch Interesse an unserer Unterhaltung. Er zeigte uns eine Fotografie an der Wand, die seinen Großvater darstellte. Er sagte, dass dessen Bruder mit den Templern um 1870 ins Heilige Land gezogen sei. Irene erinnerte sich, dass in der Wennagelschen Linie ihrer Vorfahren auch der Name Roller vorkomme. So fanden wir heraus, dass auch sie eine verwandtschaftlich Verbindung zur Ortschaft Neuweiler hat. Fast jede Familie, der wir in Neuweiler begegneten, hatte irgendeine engere Verbindung zu den frühen Templern oder konnte über sie Auskunft geben. Es war für uns bewegend, mit einer solchen Herzlichkeit dort aufgenommen zu werden, wo einstens vor 130 Jahren unsere Blaichs den schönen Schwarzwald verlassen hatten.

Horst Blaich (Urenkel des oben erwähnten Sebastian Blaich aus Neuweiler)

Gedanken zur fleischlosen Ernährung

Meine Leibspeise ist Wiener Schnitzel. Trotzdem versuche ich, mit weitgehend *pflanzlichen* Nahrungsmitteln meinen Leib zu speisen. Ich vermeide, dass für meine Gaumenfreuden ein Tier zur Schlachtbank muss. Schon der Transport dahin ist ein Martyrium. Die Haus- beziehungsweise Nutztiere vertrauen dem Menschen als ihrem Herrn und Ernährer und können die plötzliche Abschiebung zum Schafott nicht »verstehen«.

Hat etwa Noah ein paar Hühner zusätzlich mit in die Arche eingeladen, als Reisproviand sozusagen? Oder etwa Franziskus an einen schmackhaften Grillspieß gedacht, als sich Vögel auf seinem kahlen Haupte niederließen? Wir aber suchen uns im Gasthaus die munterste Forelle des Aquariums aus, um sie genüsslich zu zerlegen. Oder füttern die lieb dreinschauenden Kälber mit Butterblumen, um sie ein paar Kilometer weiter im Gasthaus scheinchenweise als Wiener Schnitzel (siehe oben) zu verzehren.

Was ist der Mensch eigentlich für ein Tier? Die Affenverwandtschaft spricht für Pflanzenfresser, die Gebissform und Darmlänge eher für Aasfresser. Man könnte also sagen: er ist Mischfresser mit Option zum Vegetarier. Es gibt Kulturen, die verzichten aus religiösen und hygienischen Gründen auf das Fleischessen. Andere, wie Eskimos oder die Völker der Hochländer können ohne Fleischessen nicht überleben; abgesehen davon, dass sie die Tiere sowieso zur Bekleidung und Herstellung von Gebrauchsgegenständen benötigten (Not!). Deswegen findet diese Verwendung auch in einem respektvollen Rahmen statt.

Bedenkt, dass unsere Vorfahren noch bis in die Neuzeit praktisch kein Fleisch gegessen haben! Warum müssen dann unsere Kinder heute zu Fleischessern hingebogen oder hingelobt werden?

Wir *müssen* kein Fleisch essen! Gewiss, es gibt einiges zu beachten, wenn man es konsequent durchzieht. Mancher Speiseplan ist aufwändiger zu gestalten und manche Gewohnheit wird zu überdenken sein. Aber aufgrund der wiederkehrenden Lebensmittel-Skandale ist man ohnehin gezwungen, bewusst einzukaufen und zuzubereiten. Dieses Bewusstsein könnte sein Licht auch in diese Richtung ausstrahlen und dem Leiden und Massenschlachten Einhalt gebieten. Tiere dienen uns ohnehin auf vielfältige Weise, sodass das Unterwerfungs-Angebot des Alten Testaments nicht auch noch auf »Verzehr« ausgedehnt werden müsste.

Natürlich ist ein Vegetarier kein besserer Mensch! Vielleicht hat ein Vegetarier die Situation der zu verzehrenden Tiere stärker verinnerlicht und auf seine sonstigen Tierfreunde übertragen. Das ermuntert ihn ständig aufs neue, den Verzicht auf seine Leibspeise durchzuhalten und dieser Entbehrung nicht nachzutruern.

Wolfgang Struve